

TEXT+KRITIK

Zeitschrift für Literatur · Herausgeber Heinz Ludwig Arnold · I/12

193

Ingo Schulze



TEXT+KRITIK

Zeitschrift für Literatur

Herausgeber:
Heinz Ludwig Arnold

Redaktion:
Hugo Dittberner, Hermann Korte, Steffen Martus, Axel Ruckaberle,
Michael Scheffel, Claudia Stockinger und Michael Töteberg
Tuckermannweg 10, 37085 Göttingen,
Telefon: (0551) 5 61 53, Telefax: (0551) 5 71 96

ISSN 0040-5329

ISBN 978-3-86916-145-7

E-ISBN 978-3-96707-041-5

Umschlaggestaltung: Dieter Vollendorf
Umschlagabbildung: Tobias Bohm

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.de> abrufbar.

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung, die nicht ausdrücklich vom Urheberrechtsgesetz zugelassen ist, bedarf der vorherigen Zustimmung des Verlages. Dies gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Bearbeitungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

© edition text + kritik im Richard Boorberg Verlag GmbH & Co KG, München 2012
Levelingstraße 6a, 81673 München
www.etk-muenchen.de

Satz: Claudia Wild, Konstanz
Druck und Buchbinder: Beltz Bad Langensalza, Neustädter Straße 1–4,
99947 Bad Langensalza

TEXT+KRITIK

Heft 193
INGO SCHULZE
Januar 2012

INHALT

Daniel Kehlmann

Nachruf auf Heinz Ludwig Arnold 3

Ingo Schulze

Das Deutschlandgerät. Brief an einen Museumsdirektor 6

Helmut Böttiger

Der Ich-Jongleur. Ingo Schulzes Versteckspiele 19

Claudia Stockinger

»Mit Leichtigkeit und Raffinesse«.
Ingo Schulzes poetisches Verfahren 27

Lutz Seiler

Die Gespenster sind unter uns.
Eine Erinnerung an die »33 Augenblicke des Glücks« 38

Péter Esterházy

Aus den Aufzeichnungen eines ungarischen Lesers.
Zu Ingo Schulzes »Simple Stories« 44

Michael Töteberg

Unsere kleine Stadt. Altenburg: ein literarischer Ort 48

Norbert Niemann

Ein langes Gespräch 60

Daniel Lutz

Handeln und Verwandeln. Die Koexistenz von Schriftsteller
und Unternehmer in Ingo Schulzes »Neue Leben« 68

Dietmar Ebert

Grenzerfahrungen 76

Anna Chiarloni

Menschlichkeit und Misere. Ingo Schulzes »Italienische Skizzen« 88

Ingo Schulze

Eine Erinnerung an Heinz Ludwig Arnold 93

Auswahlbibliografie 95

Notizen 99

Daniel Kehlmann

Nachruf auf Heinz Ludwig Arnold

Bei seiner Trauerfeier in der bis zum letzten Platz gefüllten Aula der Universität Göttingen schien es niemanden zu geben, der nicht ergriffen war. Wohin man auch blickte, sah man Erschütterung, und in diesem Moment wurde mir klar, was ein gelungenes Dasein eigentlich ist. Nicht wenige erfolgreiche Lebensläufe sehen, betrachtet man sie von ihrem Ende her, eher kläglich aus. Im Fall Heinz Ludwig Arnolds aber verhält es sich gerade umgekehrt.

In den Wochen seines Sterbens zeigte Lutz eine gefasste Klarheit, wie man sie wohl nicht oft antrifft bei Menschen in seiner Lage. Kurz vor seinem Tod war ich noch bei ihm in Göttingen. Wie, hatte ich mich zuvor gefragt, macht man das eigentlich, wie spricht man mit Sterbenden, die wissen, dass sie sterben, gibt es dafür ein Protokoll, existieren Regeln, was man sagen darf und was nicht?

Aber dann war plötzlich alles sehr leicht. Lutz war immer noch ganz er selbst, also aufmerksam, geistreich und voller Wärme. Er erzählte fast mit Stolz von den Vorkehrungen, die er für die Zukunft seiner Familie und seiner vielen beruflichen Projekte getroffen hatte, und er tat das so schlicht und sachlich, dass ich auf einmal begriff, dass ich gar nichts zu tun hatte als da zu sein, ihm zuzuhören, ihm von mir zu erzählen und eben auch der zu sein, der ich immer schon in seiner Gegenwart gewesen war. Natürlich war jetzt alles anders, aber zugleich hatte sich gar nichts geändert.

Wir hatten uns zwölf Jahre vorher kennengelernt, auf einer Tagung über Literaturkritik – einer grämlichen Angelegenheit, wo festangestellte Zeitungsredakteure einander ihrer Bedeutung versicherten und eine Handvoll Schriftsteller schweigend am Rand saß. Lutz war von den Veranstaltern unter die Kritiker gesetzt worden, aber man bemerkte sofort, dass er anders war als sie: Er war neugierig, er suchte das Gespräch, und vor allem verheimlichte er nicht, dass er sich fürchterlich langweilte. Ich konnte zunächst kaum glauben, dass dieser joviale Mann der legendäre Herausgeber des »Kritischen Lexikons zur deutschsprachigen Gegenwartsliteratur« und der Zeitschrift TEXT+KRITIK sein sollte, jener beiden Großpublikationen, die mich durchs Germanistikstudium begleitet hatten, sowie der ehemalige Sekretär Ernst Jüngers, einer der besten Freunde von Friedrich Dürrenmatt, der bedeutendste Experte für die Geschichte der Gruppe 47 und noch so vieles andere. Ihm fehlte der würdevolle Habitus, die Anmutung von Distanz und Bedeutsamkeit, mit der seinesgleichen sich normalerweise umklei-

den. Dass ich so viel jünger war und nur Autor von drei völlig unbekanntem Büchern, störte ihn nicht; sofort lud er mich zu einem Schriftstellertreffen nach Wolfenbüttel ein; dort, sagte er, sei es nicht wie hier, da könne man *wirklich* reden, und die Menschen, dafür Sorge er schon, seien angenehm.

So war es auch. In Wolfenbüttel trafen sich unter Lutz' Ägide einmal im Jahr Autoren, die wenig gemeinsam hatten außer eben ihrer Freundschaft mit ihm, aber das reichte völlig. Sie lasen einander Unveröffentlichtes vor und diskutierten darüber. Und dass diese vier Tage jedesmal nicht nur unterhaltsam waren, sondern auch außergewöhnlich *hilfreich* – das lag eben an ihm, an seiner ruhigen Aufmerksamkeit und der Art, wie er die Gespräche unauffällig aus dem Hintergrund steuerte. Es lag auch daran, dass dieser Mann, mit dem man stets bis in die frühen Morgenstunden zusammensaß, trank und plauderte, der auch gerne laut wurde und dem Klatsch und Anekdoten nie gleichgültig waren, sich in den Momenten, da ernsthaft gearbeitet wurde, in einen konzentriert sachlichen Experten verwandelte, der beunruhigenderweise fast immer recht hatte.

In diesen Momenten erlebte man den anderen Lutz Arnold, den es natürlich auch geben musste: Den germanistischen Unternehmer, der ungeheure Arbeitslasten bewältigte, der mehrere Redaktionsstäbe zugleich steuerte, der zahlreiche Buchreihen herausgab, der unablässig Radiosendungen und Rezensionen schrieb und schließlich, als wäre all das nicht genug, in seinen letzten Jahren mit Kindlers Literatur Lexikon eine vollständige Neuedition des umfassendsten Werklexikons der Welt begann und glorreich zu Ende führte. Man darf nicht vergessen, dass es in der ganzen Geschichte der Bundesrepublik nur wenige freiberufliche Germanisten gab – eigentlich ein unmöglicher Existenzentwurf, den Heinz Ludwig Arnold verwirklichen konnte, in einem Drahtseilakt, den man niemandem zur Nachahmung empfehlen sollte. In ihm lebten zwei sich einander sonst abstoßende Eigenschaften in rätselhaft friedlicher Koexistenz: Er war ein Genie der Geselligkeit, aber zugleich auch eines der disziplinierten Organisation, einer, der nichts vergaß, die kompliziertesten Strukturen überblickte und die Energie hatte, alles, was er bewirken wollte, auch in die Tat umzusetzen. Ich habe selbst erlebt, wie unmöglich es war, ihm etwas abzuschlagen: Wollte er, dass man nach Göttingen kam, um Poetikvorlesungen zu halten, wollte er, dass man einen Vortrag schrieb oder für eines seiner Projekte einen Text lieferte, so zögerte man wohl zuerst, fragte sich, ob einem das nicht zu viel Arbeit war, nahm sich vor, ihm diesmal wohl doch mit aller Vorsicht abzusagen. Und dann sagte man zu. Nicht, weil er einen bedrängt hätte, das war gar nicht nötig. Man kannte Lutz, man wusste, dass er Absagen mit schlechter Laune entgegennahm, und das wollte man nicht erleben, weil man seine gute Laune so sehr mochte und genoss; man brachte es nicht über sich, solch einer kraftvoll positiven Energie, solchem Verwirklichungsfuror etwas

Aufhaltendes entgegenzusetzen – und außerdem freute man sich, dass man ihn bei dieser Gelegenheit wiedersehen, mit ihm essen und trinken und reden und lachen würde.

Es liegt wohl auch daran, dass ich mir noch immer nicht vorstellen kann, dass er nicht mehr da ist. Als ich ihn anrief und nach seiner Gesundheit fragte – ich wusste von seiner Krankheit, glaubte aber, er wäre auf dem Weg der Besserung –, sagte er mir schlicht, mit etwas müder Stimme: »Es geht zu Ende.« Und obwohl ich sofort wusste, dass das nur wahr sein konnte, war ich nicht imstande, mir vorzustellen, es wäre wirklich wahr. Als ich mich wenige Tage später kurz vor Mitternacht in Göttingen von ihm verabschiedete, war mir plötzlich aufs Trügerischste leicht zumute: Nein, dachte ich, es geht ihm doch besser als ich erwartet habe, das war noch nicht der Abschied, ich werde noch einmal wiederkommen können, vielleicht sogar zweimal, noch ist Zeit. Eine Illusion, hervorgerufen wieder einmal von Lutz' Heiterkeit, die so tief saß, dass sie unzerstörbar scheinen konnte. Als ich das nächste Mal nach Göttingen fuhr, war ich auf dem Weg zu seiner Trauerfeier.

Und dort zeigten sich wieder die beiden Seiten von Heinz Ludwig Arnold. Auf der einen gab es das große offizielle Zeremoniell, das einem Mann seines Formats und seiner Verdienste auch zukommt. Auf der anderen Seite aber jene tiefe Ergriffenheit sowohl der Redner – seine Tochter, eine Professorin, ein Verleger, eine Nobelpreisträgerin für Literatur, ein Politiker und eine Schauspielerin, die noch von Lutz selbst ausgewählte Gedichte vortrug – als auch der Besucher. Niemand schien einfach da zu sein, weil er musste oder sollte, jeder hatte sichtlich durch diesen Tod etwas Persönliches und Unwiederbringliches verloren. Das eben, dachte ich in diesem Moment, solch ein Zusammenfall von Arbeit und Freundschaft, von offizieller und privater Existenz, und am Ende ein Tod in geistiger Klarheit und ohne Schmerzen – das ist das gelungene Leben, mehr ist nicht möglich.

Zu den schönsten Dingen, die Heinz Ludwig Arnold uns zurücklässt, gehört die große Höredition seiner Gespräche mit den wichtigsten Schriftstellern der Nachkriegszeit. Noch im Krankenhaus überarbeitete er die Booklet-Texte, wenige Wochen vor seinem Tod konnte er noch die fertigen CDs in der Hand halten. Es lohnt sich, sie in voller Länge anzuhören, aber nicht so sehr der Autoren wegen, von denen man vernimmt, was man von Autoren eben erwartet: Viel übers Schreiben und das Zeitgeschehen, mal mehr, mal weniger bedeutsame Sätze zu Literatur, Politik und Literaturpolitik. Das Unerwartete ist die helle und kluge Stimme, die die Fragen stellt, die bisweilen lange schweigt, dann wieder unterbricht und nachfragt, die manchmal lange mit den Gesprächspartnern lacht, um danach wieder unerbittlich auf Widersprüche hinzuweisen – immer zurückhaltend, nie sich in den Vordergrund spielend und doch so häufig, man kann sich des Eindrucks nicht erwehren, klüger als ihr Gegenüber.

Ingo Schulze

Das Deutschlandgerät

Brief an einen Museumsdirektor

Lieber ***,

es tut mir leid, dass ich Sie in die unangenehme Situation gebracht habe, mich mahnen zu müssen. Unsere Abmachung habe ich keineswegs vergessen. Ich muss Ihnen sogar gestehen, vorsätzlich gehandelt zu haben, also das Niederschreiben dieser Zeilen hinausgezögert zu haben. Es waren nicht nur andere Arbeiten (oder Faulheit oder Angst, der Sache nicht gewachsen zu sein), die mich an der Erfüllung meines Versprechens hinderten.

Bevor ich zu unserer Sache komme, muss ich Ihnen aber noch eine Episode erzählen, die Ihnen lediglich ein Gefühl für den Zufall geben soll, und damit für das Unwahrscheinliche im Alltäglichen, das Ihre Bitte, etwas über »Das Deutschlandgerät« zu schreiben, für mich bedeutet.

Anfang März, es war ein Sonntagnachmittag, fuhr ich von Mainz nach Berlin. Ich hatte vormittags im Theater bei einer Matinee zu Ehren von Georg Forster gesprochen und war nun froh, einen Zug erreicht zu haben, mit dem ich kurz nach sieben in Berlin ankommen würde, so dass ich die Kinder noch ins Bett bringen könnte. Wir hatten Hanau hinter uns gelassen und fuhren gerade an einer Talsperre vorbei, als ich ein merkwürdiges Geräusch hörte, etwas zwischen Würgen und Röcheln. Ich erhob mich und sah schräg gegenüber in das Gesicht eines Mannes, der die Augen verdrehte und dessen Kopf im nächsten Moment zur Seite fiel – genau so, wie man in Filmen den Tod eines Menschen darstellt. Aus seiner Nase rann rötlicher Schleim. Eine Frau stürzte an mir vorbei, während ein Mann dem Bewusstlosen auf die Wangen schlug und laut »Hallo, können Sie mich hören? Geht es Ihnen nicht gut?« rief. Im Nachhinein bewundere ich diesen Mann. In jenem Augenblick aber kam mir seine wiederholte Frage, ob es ihm nicht gut ginge, nur lachhaft absurd vor. Doch das Wunder geschah. Der, den ich schon für tot gehalten hatte, erwachte und bat ruhig und gefasst, als hätte er die ganze Aufregung um ihn genau verfolgt, um ein Taschentuch. Gewissenhaft wischte er sich den roten Schleim vom Mund und von seiner weißen Hemdblust. »Das war mein Dessert«, sagte er bedauernd, »mein Dessert«. Offenbar hatte er sich im Schlaf übergeben müssen, das Erbrochene verschluckt und dabei keine Luft mehr bekommen. Auf das Drängen des Schaffners hin – wenn wir erst auf der Hochgeschwindigkeitsstrecke nach

Kassel und Göttingen wären, gäbe es keine Hilfe, da ließe sich der Zug nirgendwo mehr anhalten – und eines Arztes, der sich unter den Fahrgästen gefunden hatte, stiegen in Fulda Notarzt und Sanitäter ein. Sie geleiteten den Dessertmann, der sich als völlig gesund und in Ordnung bezeichnete und tatsächlich auch diesen Eindruck erweckte, aus dem Zug, schnallten ihn auf eine Trage und rollten ihn über den Bahnsteig in Richtung Ausgang. Eine Sanitäterin zog den kleinen Rollkoffer des Patienten hinter sich her, in der anderen Hand eine große schwarze Tüte mit der weißen Aufschrift »Emilio Zegna«.

Alle im Wagen waren erleichtert, diesen unsicheren Kandidaten los zu sein. Nun könnten wir uns ohne Bedenken auf die Hochgeschwindigkeitsstrecke begeben. Unser Zug war bereits fünf Minuten überfällig. Bald jedoch wurden es zehn, dann fünfzehn, schließlich mehr als zwanzig Minuten. Endlich erschien der Schaffner und bat uns auszusteigen, der Zug sei defekt, nicht einmal die Lautsprecher funktionierten noch, wir sollten andere Züge benutzen. Ich harrete, wie die meisten, gut eine Stunde auf dem kalten Bahnsteig aus, um keine Ansage zu verpassen. Der nächste Zug nach Berlin traf mit Verspätung ein und wurde von uns, einer Horde Durchgefrorener, deren Platzkarten nichts mehr wert waren, regelrecht gestürmt. Vor mir drängte sich jemand mit einer schwarzen Zegna-Tüte hinein. Da ich froh war, überhaupt einen Platz zu finden, nahm ich es in Kauf, ihm gegenüberzusitzen, mit dem Rücken in Fahrtrichtung. Er versuchte das Revers seines Jacketts über die rotfleckige Hemdbluse zu ziehen, sah auf die Uhr und verzog den Mund. Er hatte wohl nicht die leiseste Ahnung davon, dass seine früheren Mitreisenden, die ihn alle hinausgewünscht hatten, nun wieder gemeinsam mit ihm im Zug saßen. Was für die einen ein defekter Zug war, war für ihn eine unnötige und peinliche Unterbrechung seiner Reise. Für mich wiederum war es eine Koinzidenz, die zu vielfachen Spekulationen Anlass bot. Ein Freund, dem ich davon berichtete, meinte lachend, er sähe darin wieder einen Beleg für die Anteilnahme der unbelebten Natur am Menschen. Für ihn, den Physiker, war das ein Kommunizieren der Materie auf der Ebene ihrer Atome ... aber das gehört schon nicht mehr hier her.

Als ich Ihren Brief zu lesen begann, in dem Sie mich einluden, etwas über »Das Deutschlandgerät« zu schreiben, war ich mir sicher, dass dies auf Anregung von B. C. geschehe. Mir fiel erst gar nicht auf, dass Sie ihn mit keinem Wort erwähnten. Als Sie mir dann am Telefon gestanden, ihn nicht persönlich, ja eigentlich nur dem Namen nach zu kennen, hegte ich sogar einen gewissen Groll gegen Sie, weil Sie nichts von Ihrem besten Museumsbesucher wussten (ein lächerlicher Vorwurf, ich weiß) und seine Bücher nicht gelesen hatten – auch das lässt sich ja niemandem vorwerfen. Anders gesagt, ich war enttäuscht, dass alles nur ein Zufall sein sollte.

Natürlich kann man es auch ganz anders sehen, nämlich dass zwei kunst-sinnige Menschen wie Sie und B. C., die in einer Stadt leben, dasselbe Kunstwerk mögen, ja lieben. Ich bin Ihnen auch zutiefst dankbar, dass Sie den Artikel schließlich B. C. angetragen haben. Ich kann Ihnen keinen Grund für sein Schweigen nennen, denn mich betraf es ebenso wie Sie. Erst jetzt, nach seinem Tod, habe ich manches erfahren, von dem ich mir gewünscht hätte, es vorher zu wissen.

Nun, da der Auftrag sozusagen an mich zurückgefallen ist, muss ich Ihnen sagen, dass ich über »Das Deutschlandgerät« nicht schreiben kann, ohne auch über B. C. zu schreiben – und über Elzbieta Kühn (andersherum müsste ich, wollte ich von den beiden erzählen, auch von diesem Kunstwerk sprechen). Warum das so ist, will ich im Folgenden zu erklären versuchen. Sie müssen dann entscheiden, ob es auch für Ihre Zwecke tauglich ist oder nicht.

Ich weiß nicht, ob Sie ermessen können, welchen Rang oder besser gesagt, welchen Status B. C. besaß, als ich zum ersten Mal von ihm hörte. Ich war siebzehn oder achtzehn, als ich »Gezeiten« in die Hand bekam, geborgt für ein paar Tage von einer Mitschülerin, eingeschlagen in Zeitungspapier der Dresdner Tageszeitung »Die Union«. Den 1976 bei Aufbau erschienenen Band lesen zu dürfen, der ja sein einziges Buch im Osten bleiben sollte, kam einer Initiation gleich. Ja allein die Existenz dieses Buches, das ja die Hürden der Zensur passiert haben musste, erschien mir ungeheuerlich, so ungeheuerlich wie Brechts Buckower Elegien, die gerade an der Stelle aufgeschlagen in einer Vitrine in der Schule lagen, an der sein Gedicht zum 17. Juni stand.

Damals musste man sich nicht für Literatur interessieren, um zu wissen, wer B. C. war und dass er einige Monate im Gefängnis gesessen hatte und dass diese Haftstrafe dem, was man im Osten das »Ansehen der DDR« nannte, mehr als nur geschadet hatte. Und nun durfte ich tatsächlich etwas von jenem B. C. lesen (und hätte, wäre ich in der Schule erwischt worden, nicht mal etwas Verbotenes getan, denn es war ja bei uns erschienen). Ich verstand gerade so viel davon – oder gerade so wenig –, dass die Distanz zu diesem Namen und seinem Buch gewahrt blieb. Es war sein Tonfall, den ich in Erinnerung behielt. Oder vielmehr vergaß ich nicht, dass ich da etwas gelesen hatte, das ich in der Art und Weise der Schilderung als ungewohnt, unerhört, unvergleichlich empfunden hatte, ohne dass ich meinen Eindruck hätte genauer benennen können. Als ungewöhnlich erschien mir zudem, dass von einem Staatssicherheitsmann so selbstverständlich die Rede war wie von allen anderen Figuren und dass dieser – wie eben alle Figuren – weder gut noch böse war. In meinen Augen hatte jemand, der so ein Buch schreibt, sich nicht den Mund verbieten lässt, der ins Gefängnis geworfen wird, der sich weigert, abgeschoben zu werden und gegen seinen Willen im Westen landet, wo er nun endlich und verdienstermaßen gefeiert wird, alles

richtig gemacht. Auch ich würde mich dereinst so aufrecht und untadelig verhalten, wenn ich nur erstmal ein Buch wie »Gezeiten« zu Wege gebracht haben würde.

Im Juli 1996 begegnete ich B. C. zum ersten Mal. Wir sollten in der Akademie der Künste in Berlin die sogenannten »Sommerlesungen« eröffnen. Ich, der Debütant vom letzten Herbst, war als Lückenbüßer erst ein paar Tage zuvor eingeladen worden und saß nun neben B. C. und einem dritten, dessen Name nichts zur Sache tut, gemeinsam an einem Tisch. B. C. hatte mich mit einem kurzen Nicken begrüßt, so wie man eben den Gruß eines Fremden erwidert. Ich weiß noch, dass er als erster las, was mich wunderte, denn in aller Regel liest ja der Prominenteste zuletzt. B. C. sagte »Guten Abend« und entschuldigte sich dann beim Publikum für die Begrüßung der Moderatorin – sie habe dem Publikum für dessen »zahlreiches Erscheinen« gedankt. Man könne nur für das Erscheinen danken, das wolle er gern tun, aber »zahlreich« könne niemand erscheinen, es sei denn, man betrachte das Publikum als eine Einheit, was ihm aber zuwider sei. Einige klatschten.

Im nächsten Atemzug bedankte sich B. C. bei der Zerknirschung demonstrierenden Moderatorin für die schöne Einführung und sagte, dass er nun aus einem Manuskript lesen werde, aus dem vielleicht einmal eine Art Autobiographie werden könnte. Er begann nach einer kurzen Pause, in der er dem Klang einer imaginären Stimmgabel zu lauschen schien, seinen Text vorzutragen. B. C. las langsam, sehr langsam, als fürchtete er, mit weniger Achtsamkeit die Worte nicht auf den ihnen bestimmten Platz setzen zu können. Insbesondere fiel das bei den Dialogen auf, Wortwechsel, die oft nur aus zwei oder drei Worten bestanden. Er beschrieb – seine Familie wohnte in der Nachkriegszeit am Stadtrand von Chemnitz –, wie er als Junge den Besuch eines fremden Mannes, der sein Vater sein sollte, erlebt hatte. Erst nach mehreren Wochen war der Sohn bereit, mit diesem Mann zu reden, der ihm nicht unsympathisch war, der sich nicht aufdrängte, der ihm und seinen Geschwistern Zeit ließ, der vorsichtig um sie warb. Es wäre mit diesem Fremden alles in Ordnung gewesen, hätte der nicht den Anspruch gehabt, der Vater zu sein. Der Junge wollte keinen Vater mehr. Über Väter hatte er nicht viel Gutes gehört. Trotzdem gewinnt der Vater das Vertrauen seines Sohnes. Doch als sich der Sohn entschieden hat, als letzter der Geschwister den Vater zu akzeptieren, verschwindet dieser spurlos. Und es bleibt offen, ob er sich einfach nur aus dem Staub gemacht hat, ob er dazu genötigt wurde oder ob man ihn »abgeholt« hat.

Wenn ich meiner Erinnerung glauben darf, dann war das, was mich eigentlich an diesem Ausschnitt faszinierte, die Perspektive des Erzählers. Es gab keinen Icherzähler, wie man ihn bei einer Autobiographie erwartet. Er sprach von sich, doch war er dabei distanziert, als beobachte er sich selbst mit den Augen dieses Fremden.